

hat zum 100jährigen Geburtstag Hebels einen Festgruß von köstlichem Humor geschickt für Schopfheim, den wir hier den jüngsten Samstag (12. Mai) bei einem Maiwein einigen Freunden vortrug und der viel sanfte Wehmut und mitunter auch wahrhaft homerisches Lachen erregte. Es kam ein prächtiges Frühlingsgewitter dazu, das uns aus der Laube in die Gartenhäuser und von dort zuletzt noch in die unteren Zimmer zu Herrn von Mohl³⁾ verjagte, der uns alle einlud, in seiner Gelehrtenstube die Hebelfeier fortzusetzen.“ Das Blatt in der Hand des Vorlesers zitterte oft leise vor innerer Erregung, aber „die Stimme war frisch, und es ergriff ganz besonders“.

Scheffel hat später den „Festgruß zu Hebels hundertjährigem Geburtstag“ der Aufnahme ins „Gaudeamus“ gewürdigt und diesem sogar den Ehrenplatz des Schlußstücks angewiesen. Auch darin lag eine Huldigung an den gefeierten Genius, denn die dichterischen Eigenschaften des „Festgrußes“ rechtfertigen eine derartige Stellung weniger. Gewiß sprechen Verehrung, Verständnis und Liebe spürbar aus diesen Versen, die Dialektbeherrschung ist erstaunlich, wenn auch allzu deutlich nach dem Vorbild genormt, aber der rein poetische Gehalt der Dichtung wirkt nicht sonderlich stark, der Flug der Phantasie zieht etwas konventionelle Kreise. Scheffel hat den Ausdruck „zusammengestoppelt“ bei Beschreibung der Entstehung wohl nicht von ungefähr gewählt. In der Tat entspricht er der mosaikartigen Technik des Ganzen, in dem Einzelheiten am unmittelbarsten ansprechen. Überdies erscheint uns das Bild, das Scheffel von Hebel entwirft, in einem etwas biedermeierlich engen Rahmen gefaßt. Höhen und Tiefen des Hebel'schen Wesens, das sich durchaus nicht nur im lebenswürdig Philiströsen oder Heimatseligen erschöpft, sind darin schwerlich völlig ausgemessen worden. Bestimmt sind spätere dichterische Verherrlicher Hebels wie Emil Strauß oder Hermann Burte der wahren, wahrhaft klassischen Bedeutung des Genius gerechter geworden. Allein man vergesse nicht, daß der „Festgruß“ einer krisenvollen Periode des Dichters entstammt, die bald zu neuen Nervenerschütterungen und Zusammenbrüchen führte. So wird derjenige das Scheffel'sche Gedicht am angemessensten beurteilen, der den guten Willen für die Tat nimmt.

Daß Scheffels Liebe zu Hebel tief und echt gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Suchte und fand der von steter innerer Unrast gequälte, von schweren Nervenkrisen heimgesuchte, vom Zweifel verfolgte Scheffel in Hebel doch alles das, was ihm selber fehlte: die Fähigkeit, durch die milde Kraft eines starken Herzens Ausgleich und Frieden zu erlangen, jenen inneren Mittelpunkt zu finden, der feststehen, unbeirrbar wirken läßt in einem Dasein, dessen „spezifische Schwere“ (ein Lieblingsausdruck Scheffels) keinem Menschen erspart bleibt. Zu einem solchen Bewußtsein ist der tragisch unwitterte Scheffel, der trotz günstiger äußerer Lebensumstände nie zum Zustand der Zufriedenheit, einer wirklichen Lebensmeisterung und Beruhigung vordringen konnte, kaum gelangt, allein die stets wieder gesuchte Beschäftigung mit dem glücklicheren Bruder in Apoll hat ihn wenigstens für Augenblicke ahnen und empfinden lassen, daß es so etwas gab und daß es schön sein müsse, einer vom eigenen Inneren vorgeschriebenen festen Kompaßlinie folgen zu müssen bis zum Ziel unserer Tage.

³⁾ Robert von Mohl, damals Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg und Mitglied des Badischen Landtages, wohnte 1859/61 während zweier Landtagsperioden im Erdgeschoß des Scheffel'schen Hauses in der Stephaniestraße, „auf das freundlichste und gütigste aufgenommen von des Dichters gutmütigem Vater und von seiner geistreichen, aber etwas exaltierten Mutter“.